

# Unterhaltungs-Blatt.

Erscheint wöchentlich einmal als  
unentgeltliche Beilage der „Ostdeutschen Presse“  
und deren Separatabdrücken.



Verlag und Notationsdruck der  
Gruenauerischen Buchdruckerei Otto Grunwald.  
Verantwortl. Redakteur H. Singer, Bromberg.

Bromberg, Donnerstag, den 5. März 1903.

(Nachdruck verboten.)

## Ein Sünder.

Roman von B. Buchwald.

(Fortsetzung.)

Und weiter unten hieß es: „Die Fabriken, welche das trasse Elend eines Teiles der Gebirgsbewohner dämmen sollen, gelangen am 1. Oktober in den Besitz der Arbeiter, aber William Sommer sorgte in hochherziger Weise schon jetzt für Beseitigung der Armut. Tausende wandern aus seiner stets den Hilfsbedürftigen geöffneten Tasche in die Hütten der Armen, die ihn auch als ihren Erlöser verehren. Ihm zur Seite steht ein Engel der Barmherzigkeit, seine Tochter, welche es nicht verschmäht, persönlich den Hungernden Brot, den Kranken Arznei zu reichen, und aus den Mitteln ihres Privatvermögens erbaut die junge Dame Hospitäler, Kinder- und Armenasyle. Es gewährt uns aufrichtige Genugtuung, diesen außerordentlichen Edelmut dem Beispiel weiterer Kreise anheimzugeben und den Besitzern Sonnenburgs auch außerhalb ihrer engeren Heimat jene Verehrung zu gewinnen, welche sie in so reichem Maße verdienen.“

Olga hatte mit seltsamem Lächeln den Artikel gelesen, einem Lächeln, welches über ihr schönes Gesicht einen Hauch entstellender Kälte breitete.

„Donnerwetter“, rief Edi, der es für vornehm hielt, zu fluchen, „ein verteufler Kerl, dieser Bassow, den können wir gebrauchen.“

„Er hält um Deine Hand an, Olga“, sagte William Sommer mit stolzem Lächeln, „hier lies den Brief.“

„Den heirate, Schwesterchen, der kann uns was leisten. Jedenfalls mehr als der Sendrath.“

„Ich werde ihn kalt stellen“, sagte Olga, ohne daß ihr Antlitz jenen eisigen Ausdruck verlor, „vorläufig entscheide ich mich nicht.“

„Aber, wir können ihn jetzt nicht reizen, bedenke das, Kind!“

„Durchaus nicht“, lächelte Olga, „schreibe ihm, daß uns sein Antrag ehrt, und Du in einem Jahr meine Hand ihm nicht verweigern würdest. Jetzt sei ich Dir zu jung, wollest Du Dich nicht von mir trennen und so weiter.“

„Aber wozu diese Komödie, da Du ihn doch nimmst?“ sagte Edi.

„Wer sagt Dir das so bestimmt?“ fragte Olga.

„Dir steckt der Engländer aus Tiefurt im Kopf“, drohte der Vater mit dem Finger, „leugne es nicht, Olga, ich sah es.“

„Ich leugne es auch gar nicht, Papa“, sagte Olga und aus Stimme und Blick brach verhaltene Blut. „Dieser Mann ist der erste, den ich lieben könnte.“

„Ist es kein Humanitätsdusel, welcher Dich reizt?“ fragte Edi mit frivolem Lächeln.

„Nein“, entgegnete Olga verächtlich, „nenne übrigens kein Tun nicht mit so albernem Namen. Du kennst ihn nicht, darum sprichst Du von ihm wie von einem gewöhnlichen Menschen. Aber wir, die wir ihn sahen, müssen uns sagen, daß seine Person weit hinausreicht über den Ruf, der ihm voranging. Glaubst Du denn, daß die erbärmlichen Kreaturen wie unsere Gebirgsbewohner wirklich allein ihn zu seinem Werke begeisterten? Ha, ha“, sie lachte stolz, triumphierend, „so einfältig kann der wunderbare Mann nicht sein. Nein, Tiefurt ist nur die erste Stufe zu der Höhe, welche sein Ehrgeiz anstrebt. Und wahrlich, ich kann mir auch keinen geeigneteren Volkstribunen denken, als ihn, nicht einen jener anderen Volksbeglucker, welche im ewigen Dunkel bleiben, weil sie sich, töricht und unüberlegt, nicht mit der Regierung zu stellen wissen, sondern einer, dem Ruhm, Ehre, Anerkennung wird, der sie aus neuer selbsterfundener Bahn erringt, rascher, weit rascher, als jene ordenbestrenten Herren der militärischen und akademischen Laufbahn.“

„Olga hat recht“, nickte der Vater, „der Ehrgeiz treibt ihn. Und man muß bekennen, daß er bei seiner Operation nicht nur Geschick, sondern Geist entwickelt. Bedenke, wie langsam geht es in unserer Welt, ehe man in altangebrachter Laufbahn eine Auszeichnung, eine Anerkennung erntet. Schon mein Vater war reich, und ich habe nichts weiter als die paar Quittungen geleisteter Dienste in Gestalt von Orden kleiner und exotischer Fürsten. Dieser Engländer — als Kaufmann gewöhnlicher Art, hätte in seinem Lande als Krösus leben können, ohne aufzufallen. Nun kommt er hierher und weiß die Sozialpolitik der Regierung weit zu überflügeln, ohne ihr Feinde zu erwerben. Im Gegenteil, er hat ihr Freunde unter einem Teil der Bevölkerung gewonnen, welcher früher unaufhörlich über die Last der Steuern, wie niedrig sie auch waren, als eine harte Bedrückung gemurrt hat. Und durch eine neue, überraschende Wohltätigkeitsoperation hat er mit einem Schlage die Aufmerksamkeit auf sich gezogen, hat die Regierung verpflichtet, ohne sie jemals bekämpft zu haben, hat dabei die breitesten Schichten der Bevölkerung, weit über unser Land hinaus, zu begeisterten Anhängern erworben. Das ist mehr wert, als Millionen! Einen solchen Mann läßt man nicht fallen — im Gegenteil, ihn zu protegieren ist weise. So erwartet ihn binnen kurzem der erbliche Adelsstand, die Kammerherrnwürde, vielleicht gar der Ministerstuhl.“

„Und die Hand Schön-Olgas!“ lachte Edi.

„Warum nicht?“ Der alte Sommer war aufgestanden und strich über der Tochter glänzendes Haar. Alle Liebe, deren sein Herz noch fähig war, gehörte diesem Kinde. Den Sohn schätzte

nur sein Verstand. Die älteste Tochter haßte er, da sie, trotz seiner Drohung, ihr sämtliche Unterstützungsmittel zu entziehen, bei dem leichtsinnigen Gatten ausharrte. Jede weiche, menschliche Regung besaß Olga allein. „Meine Tochter ist ganz das Weib, ihn nicht herabzuziehen, sondern zu unterstützen in seinem edlen Ehrgeiz“, fügte er hinzu.

Olga sah stolz zu dem Vater auf, welcher sie so ganz verstand, aber keine zärtliche Regung dankte der seinen. Was davon in ihrem Herzen ruhte, wachte auf und slog Tiefurt entgegen. Dort, jener Nüchtlings, jenseits der Berge, hatte es ihr angetan, ihm wollte und mußte sie gehören.

„Und Bassow, was wird der arme Kerl dazu sagen?“ fragte Edi.

Olga hatte sich wiedergefunden und entgegnete: „Bis zur Entscheidung tragen wir den neuen Namen und dann bedürfen wir seiner nicht mehr.“

Kein mißbilligendes Wort, nicht einmal Staunen antwortet auf ihre Rede; sie hatte ja nur etwas gesagt, auf das Vater und Bruder um wenigens später auch hätten verfallen können. Die Sache war erledigt.

„Heute kommt der Notar, die letzte Hand an die Bearbeitung der Akten der neuen Gesellschaft zu legen, in einigen Tagen treten die Teilnehmer zusammen,“ begann Sommer, und Edi setzte hinzu:

„Wie aber vertragen sich Deine kommunistischen Tendenzen mit Deiner früheren Politik, Vater? Du warst in Preußen energischer Gegner von Invaliditätsgesetz und Altersversorgung, reine Waisenkinder gegen diesen Wernerschen Sozialismus!“

„Hm!“ Sommer hielt seinen Burgunder gegen die Sonne, ehe er ihn trank, alsdann legte sich sein Gesicht in jene Falten, welche undurchdringlich waren und die er anzunehmen pflegte, wenn er bedeutende Finanzoperationen mit Ministern oder Gesandten besprach; „hm, ging uns nicht Bismarck mit gutem Beispiel voran? Ich bin Opportunist, was weiter? Im übrigen ziehe ich mich von der Politik zurück, Dir übergab ich mein Berliner Vermächtnis. Ich schließe hier bald die Pforten, welche mich in die Arme der Sozialpolitik geführt haben, und daß es nicht mit allzu großen Opfern geschieht, deshalb bist Du ja hier, deshalb ließ ich Dich kommen. In kurzer Zeit bin ich von allem frei und lebe in Karlop meinem Vergnügen.“

Auf diese rätselhaften, aber ihm verständlichen Worte entgegnete Edi: „Es ist eigentlich schade um Dich, Vater! Dein Finanzgenie hätte uns noch manches Millionchen erworben.“

„Ah bah, mein Junge, ich habe schwer genug gearbeitet und möchte mich ausruhen.“

„Gewiß, Edi, mache Papa nicht wankend — wir müssen uns von der Börse zurückziehen, wenn —“

„Du an der Seite Herrn v. Werners den Einzug in die Aristokratie halten willst.“ — I know. — Edi klemmte das Monocle ein und fixierte einen hageren, den Parkweg daherkommenden Mann.

„A propos,“ rief William Sommer. „Edi, Du bleibst doch zu der Versammlung, welche hierher geladen, um die Angelegenheit der Kohlenbergwerke zu ordnen? Der Freiherr v. Rauffungen, die Endersloh und Sendrach haben zugesagt, ebenso einige kleinere Besitzer.“

„Und was ist der Zweck Eurer Zusammenkunft?“

„Unseren Besitz an Kohlenruben in eine Aktiengesellschaft umzuwandeln. Höre, was ich plane.“

Vater und Sohn rückten näher zusammen, Olga, die kein Interesse für die Angelegenheit besaß, hatte ein Zeitungsblatt zur Hand genommen. Ihr Vater sagte in gedämpfter Stimme: „Du weißt, daß die Sonnenburgschen Gruben erschöpft sind; dennoch müssen sie mir einen Ertrag bringen. In einer preussischen

Zeitung ist kürzlich ein Artikel erschienen, welcher von einem Funde in meinen Gruben berichtet, er ist Rauffungen, Endersloh, Sendrach und den anderen zugesandt worden. Tatsächlich sind wir auch auf ein Lager gestoßen, aber es ist so gering im Umfang, daß es sich kaum der Mühe lohnt, davon zu sprechen. Aber Du verstehst, es bringt meine geringwertigen Gruben doch in Ansehen.“

„Ich verstehe,“ sagte Edi trocken.

„Noch ein anderes Projekt. Du kennst die Bergwerksgesellschaft „Urania“, welche seit längerer Zeit mit Unterbilanz arbeitet. Schon dadurch und durch die geringe Jahresdividende ist unter ihren kleinen Aktionären eine Panik entstanden, welche sie die Aktien ohne Überlegung auf den Markt werfen läßt. Das Vertrauen zu dem Werte der Gruben ist durch die schlechte Wirtschaft des Aufsichtsrats hin, aber jene selbst sind gut, ich habe meine Spione. Deshalb lasse ich die Aktien noch auf das Mögliche herabdrücken, und es ist mir gelungen, sie von neunzig auf siebenzig sinken zu machen; wenn sie auf dreißig fallen, was durch den gezwungenen Rücktritt der Direktion in diesen Tagen geschehen muß, sollen meine Agenten kaufen, und ich habe sie so gut verteilt, daß meine Intervention nicht gemerkt werden wird.“

„Brillant — und weiter?“

„Weiter soll die „Urania“ meine Sonnenburger Schmerzenskinder mitschleppen. Der ersteren ausgezeichneten Beschaffenheit wegen werden sich die anderen Besitzer von der Gründung einer neuen Gesellschaft nicht ausschließen. Freilich kann dieselbe des Schwergewichts der untauglichen Sendrachschen und Sonnenburgschen halber nicht gedeihen. Aber die Sendrachs und Enderslohs brauchen Geld, viel Geld, das sie mit einem Schläge durch diese großartige Gründung verdienen können. Und ich traue ihnen nicht den Humanitätsdusel zu, zu fragen, was aus der Gesellschaft wird, wenn wir die Aktien kühn und sicher in die Höhe geschneit, mit einem Profit von fünf Millionen losgeschlagen haben.“

Edis Gesicht hatte den lächelnden, boshaften Ausdruck verloren und zeigte den Ausdruck scharfen Verstandes, fast schlauer Verschlagenheit. „Deine Berechnung ist, wie immer, gut, wenn Dich die andern nur nicht im Stiche lassen.“

„Hm, der Sendrach, Roth und Valentin sind nicht abgeneigt, da auch ihre Besitzungen entwertet sind, und ihnen das Wasser nicht nur an der Kehle steht, sondern auch in die Schächte läuft. Endersloh ist ein zu erfahrener Geschäftsmann, der einzige, welcher mir einen Strich durch die Rechnung machen könnte, ist Rauffungen.“

„Ich werde bleiben und meine Teilnahme zur Zeichnung von Aktien erklären — das wird Vertrauen zu Deinen Gruben erwecken.“

g under ein Unternehmen erläutert, das Tausende arm, wenige

„Wenn ich nur den Engländer drüben gewinnen könnte! Ihn umgibt ein gewisser Nimbus und man hat Vertrauen, wo er sich zeigt.“

So wurde in leisem Flüstertone zwischen Porter und Burreich machen sollte.

„Papa,“ rief Olga, „hier hast Du einen Brief übersehen, ich glaube, von der Schwester.“

Sie zog unter den Zeitungen ein zierliches Rouvert hervor, das sie dem Vater reichte.

„Was wird es sein? Ein Bettelbrief!“ rief Sommer und mißmutig öffnete er das unansehnliche Schriftstück.

Auf seinem Antlitz kämpften Zorn, Härte und Überlegung. Er konnte den vornehmen Schwiegersohn nicht fallen lassen — nicht jetzt. Das hätte Skandal gemacht. Und hier flehte dessen Frau, sein Kind, ihn an, um Errettung aus tiefster Not. Die

Gläubiger verfolgten Sendrach bis in das kleine polnische Städtchen, wohin er sich mit Frau und Kind geflüchtet hatte. Eithier bat in herzerreißenden Worten um Hilfe, aber das Herz des Vaters ließen sie kalt. Das törichte Weib! Glanz und Luxus winkten ihr, wenn sie mit ihrem Knaben in das Vaterhaus zurückkehrte, den Gatten seinem Schicksal überließ. Aber mit Zauberbanden hielt der leichtsinnige Mensch das junge Weib gefesselt.

Sommer kehrte zu seinem ersten Gedanken zurück; er konnte Sendrach nicht fallen lassen — jetzt nicht.

„Schide ihr fünfzehntausend Mark, Edi, und schreib's auf mein Konto,“ ordnete er an, aber damit war der Ärger nicht von der Seele gemischt. Er ging heftig auf und nieder, und auf seiner Stirn lagerte eine Wolke. „Dieser fortwährende Ärger mit dem Patron,“ brummte er, „regt einem immer die Galle auf. Und gerade jetzt nach dem Frühstück.“

23.

Der Mann, welchen Edi vorhin durch sein Monocle fixierte, war rechts abgebogen und hatte sich durch einen Nebeneingang, welcher in die Souterrains und Dienerstuben führte, in das Schloß begeben. Jetzt aber erschien er an dem Fuße der Freitreppe und nahte sich zögernd und mit bescheidenem Gruß den auf der Veranda Sitzenden. Es war ein breitschulteriger, aber hagerer Mann, mit wetterhartem Gesicht und ländlicher Kleidung.

„Was will er?“ herrschte ihn Sommer an, welcher, seitdem er Großgrundbesitzer geworden, es für angemessen und vornehm hielt, ärmere Leute in der dritten Person anzureden. „Wie kann er es wagen, hierher zu dringen?“

„Herr, der Diener hat mich nicht melden wollen,“ war die ergebene Antwort.

„Weil ich es ihm verboten habe. Ich habe mit ihm nur zu verhandeln, wenn er mir schriftlich meldet, daß er auf meine Vorschläge eingeht.“

„Ich mußte Sie sprechen, Herr,“ sagte der Bauer, den letzten Einwurf Sommers nicht beachtend.

„Na, ist er vernünftig geworden?“

„Wie Sie es meinen, Herr. Ich wollte nur noch einmal bitten, von der Pfändung Abstand zu nehmen. Die paar hundert Thaler sind einem so reichen Herrn doch eine Kleinigkeit. Sie können sie missen, Herr, während ich —“

„Papperlappapp! Was schwätzt Er für Unsinn, Mann?“ rief Sommer, wieder in Harnisch gebracht. „Ich habe mein Geld sauer erworben und habe keine Lust, es fortzuwerfen, weil Er eigensinnig ist.“

„Wenn der Herr darauf besteht und der Gerichtsvollzieher mein Vieh und die Kartoffeln in der Erde verkauft, wie es gepfändet ist, so wird mein Besitztum entwertet, und es leih mir kein Mensch auf die Hypothek, die der Herr kündigen will, wie er gedroht hat,“ sprach Säger.

„Gewiß, zum ersten Januar, dem Kündigungsstermin laut Urkunde, wird Ihm gekündigt, und zu Johanni nächsten Jahres muß Er hinaus, wenn Ihm Niemand borgt, was ich bezweifle.“

„Was sicher ist, Herr,“ entgegnete Säger, wohl noch in ergebenem Tone, aber Wut im Herzen. „Wer soll mir denn leihen, wenn der Acker zur Wintersaat nicht bestellt ist, wenn all mein Vieh verkauft ist?“

„Dann gehe er doch auf meinen Vorschlag ein und verkaufe mir die Besizung. Ich will sie haben. Sie schneidet mit ihren Feldern tief in die Gemarkung Sonnenburgs ein. Das Gut muß arrondiert werden, ich mag keinen Fremden mitten in meinem Besitztum.“

„Aber mein Gott, Herr, haben Sie denn kein Erbarmen?“ rief Säger fast verzweifelt. „Von meiner Scholle soll ich fort,

auf der mein Vater und Großvater schon gearbeitet haben? Was stört mein kleines Geld Ihr großes schönes Besitztum?“

„Es stört mich, das ist genug.“

„Wenn Sie nichts gelten lassen, Herr, dann die Barmherzigkeit. Sie geben den Armen Geld, Sie wollen die Weber zu reichen Leuten machen und mich wollen Sie aus der Heimat vertreiben?“

„Nach Er mit keine Vorschriften! Ich weiß, wem ich Gutes zu tun habe. Und ich will es nicht an Ihn! Ein hübsches Sümmchen will ich Ihn zahlen, davon Er anständig leben kann. Hat Er damit nicht genug?“

„Nein, denn ich kann mich nicht von meiner Sache trennen.“

Säger ging, ohne zu grüßen. Er hatte sich, so wettete es in ihm, schon viel zu tief gedemütigt vor dem Geldmenschen, er hatte sich zur Bitte gezwungen, er, der freie Bauer.

„Anorriges Bauernvolk, zähe wie Schuhleder!“ sagte Sommer zu seinem Sohne. „Da hat der Wikdorf diesem Menschen und noch mehreren anderen ein Kapital geliehen und nie Zinsen erhalten. Die Hypotheken gingen beim Kauf auf mich über, und die Kunden glaubten, mit der lotterigen Zinswirtschaft ginge das so weiter. Eine Weile habe ich es mit angesehen, die Zinsen sind von mehreren Terminen abgelaufen und jetzt lasse ich sie mit Zwang eintreiben. Es hat dabei das Gute, daß die kleinen Güter zur Subhastation kommen und ich sie billig erstehen kann. Sie sind gut und stören mich wirklich!“

„Selbstredend! Was hast Du für Rücksichten zu nehmen!“

Draußen aber hinter dem Parktor ballte der gemahregelte Mann die Faust und drohte mit erhobenem Arm nach dem Schlosse zurück, von dessen Schwelle er heute wie ein Hund fortgejagt worden war.

Als Säger heimkam, tropfte ihm der Schweiß von der Stirn, und da er den Hut abgenommen, flog ihm das lange, graue Haar um das Antlitz, diesem etwas Wirres und Wildes verleihend. Es verkündete nichts Gutes. Und es erhellte sich auch nicht, als ihm auf der Schwelle des Hauses seine Tochter entgegentrat, ein jugendfrisches Geschöpf, blond, blauäugig — mit blühendem Leben auf dem rundwangigen Antlitz, in dem gefunden, kräftigen Körper.

„Wie stehts, Vater?“ fragte das Mädchen bescheiden, folgte dem Ankömmling ins Zimmer, nahm ihm Stock und den schwarzen Rock, welchen er sonst nur in die Kirche anzuziehen pflegte, ab und reichte ihm den Flansch, den er im Hause trug.

„Nichts Gutes bringe ich,“ entgegnete er düster, indem er sich auf einen Stuhl neben dem blankgeschuerten Mhorntisch niederließ und sein Haupt in die Rechte stützte, „mußt den Wetter heiraten, Marianne.“

„Jesus Maria!“ schrie das junge Ding, neben dem Vater in die Knie sinkend, „gibts denn keine Barmherzigkeit auf Erden?“

„Scheint so,“ sagte der Alte, und seine Stimme klang heiser, scheint so, Kind.“

„Aber der Franz, Vater? Hast mich ihm doch zugesagt! Hast ihm's Versprechen gegeben, daß kein anderer mich bekommt.“

„Ja, und mich reut's auch gewaltig, daß ichs ihm nicht halten kann. Aber kann ich anders? Wird mir's denn gehalten?“ rief Säger zornig und schlug mit der Hand auf den Tisch. „Heut gibts ja keine Treu und Glauben mehr auf der Welt!“

„D, doch, die gibts doch!“ rief eine frische Stimme hinter den beiden, und mit einem Subellaut sprang das Mädchen auf, um Franz Segner entgegenzueilen, denn dieser war der Ankömmling.

„Grüß Dich Gott, Vater!“ sagte er, die Rechte dem Alten hinreichend, mit dem linken Arme des Mädchens schlanken Leib umspannend.

„Sei willkommen, aber Vater nenn' mich nicht mehr,“ sagte der Bauer.

„Und vor vierzehn Tagen habt Ihr's noch erlaubt,“ meinte Franz.

„Vierzehn Tage sind eine lange Zeit,“ lachte der Bauer, „hat sich viel geändert seither, sehr viel!“

„Mag sein, da Ihr an keine Treu' mehr glauben wollt,“ entgegnete Franz. „Aber wir zwei, die Mariann und ich, wir wollen's Euch beweisen, daß es noch welche gibt in der Welt. Geld, Schatz?“

„Daß sie los,“ gebot der Bauer streng, „sie gehört Dir nicht mehr.“

Er erhob sich. Aber Marianne barg schen, wie ein gängstiger Vogel, ihr Haupt an des Geliebten Brust, während sein Arm sie fester und fester umschlang.

„So brecht Ihr die Treu?“ rief er wild und finster. „Was klagt Ihr die anderen an?“

„Sprichst, wie Du es verstehst, Junge,“ rief der Bauer, „das ist nicht viel wert. Eins sag' ich Dir: Du bekommst die Marianne nur dann, wenn Du morgen 500 Taler auf den Tisch hier legst.“

Ein schrilles, fast böses Lachen kam aus Franz' Mund, dann rief er: „Also verkaufen wollt Ihr Euer Kind? Das ist gut. Aber so viel kann ich nicht zahlen. Bin nicht lang vom Militär und hab' noch nichts gesparrt. Wartet mir mit dem Kaufpreis.“ Bitter und verächtlich war der Ton seiner Stimme, zärtlich aber der Druck seines Armes, welcher das Mädchen nicht frei ließ, heiß und liebebeißend der Blick, welcher die bebende, schöne Gestalt umfaßt hielt.

Der Bauer aber entgegnete mit abgewandtem Gesicht: „Gleich muß das Geld da sein, oder — die Marianne gehört einem anderen.“

„Seid Ihr ein Mensch, ein Vater?“ rief Franz mit gerötetem Antlitz. „Weil der Bluthund drüben im Schloß das Geld nicht stundet, wollt Ihr Euer Kind verkaufen, ehrlos werden an mir, der Euer Wort hat?“ Jede Faser kochte, unbegrenzte Leidenschaft pochte in seinen Adern.

„Was wagst Du mir zu sagen,“ schrie der Bauer, den Stock erhebend, „ehrlos nennst Du mich, weil ich von der Scholle nicht mag vertrieben sein, auf welcher der Schweiß meines Vaters ruht!“

Der Bauer war furchtbar in seinem Zorn. Auf der gewölbten Stirn schwoh mächtig die Ader, seine sehnige Hingestalt war aufgerichtet, die Augen schossen Blitze. Marianne stand jetzt zwischen den wütenden Männern und beschwor Franz, sie zu verlassen, es nicht bis zum Äußersten zu treiben. Aber furchtlos begann der Bursche:

„So muß Marianne Euch helfen, Euer Wort zu halten? Ein Mädchen muß gut machen, was Männer verbrochen? Was kümmert sie die Wirtschaft? Kein Heiratsgut braucht sie. So wie sie da steht, im Werktagskleid, heirat' ich sie auf der Stell'! Mögen doch ihre Brüder, denen das Erbe gehört, sehen, wie sie's erhalten.“

„Die Kinder von vierzehn Jahren! Gut, daß Du mich an die gemahnst,“ rief der Vater. „Die Marianne hat der Mutter in der Sterbestunde gelobt, für die Waisen zu stehen und zu kämpfen, als seien es die eigenen Kinder. Weil Euch der Liebesrausch trunken macht, soll eine Familie zu grunde gehen; weil Euch nach Liebesgetändel verlangt, sollen wir betteln gehen? Nimmer!“

Er riß die Tochter aus des Burschen Armen, welche sich wieder wie schützend um sie gelegt hatten. „Du berührst sie nicht mehr,“ schrie er, „oder ich kenn' mich nicht!“

„Ihr gebt sie mir, oder ich kenn' mich nicht,“ rief in demselben Tone Franz. Hoch aufgerichtet stand er vor dem wütenden Manne. Ein zügelloser Sähzorn hatte beide erfaßt.

Da hob Marianne beide Hände wie bittend zu Franz empor, die schönen Augen waren von Tränen gefüllt, der weiche Rindermund wie zum Sprechen geöffnet. Aber das Herz klopfte ihr bis an die Kehle herauf und in ihrer Angst brachte sie kein Wort hervor. Schön aber sah das junge Blut in dieser scheuen, demütigen Haltung aus, mit der hochaufatmenden Brust, den geöffneten Lippen, den weinenden Augen — und alle Leidenschaft brach los in der Seele des Burschen. Er konnte, er wollte nicht von ihr lassen — er entriß sie dem Teufel, warum nicht den Armen des Vaters? Aus seinen Augen brach das Licht wahn sinnigen Begehrens, und nicht mehr Herr seiner Sinne, griff er nach dem Mädchen, bereit, in einen sofortigen Kampf mit dem Bauer zu treten. Da lösten sich endlich Mariannens Lippen: „Franz!“ rief sie, „halt, gib mich frei, — der Vater hat recht!“

Wie vom Blitz getroffen, stand der Angerufene da, dann schrie er heiser, feuchend: „Du — Du willst nicht, Marianne. Sag' ja, und ich befreie Dich aus der Hölle, warum nicht aus diesem Hause!“

„Nein, Franz,“ und Marianne gewann ihre Haltung wieder, „geh' jetzt — ich bleibe beim Vater.“

Fester und fester drückte der Bauer sein Kind an sein Herz, indes aus seinem gebräunten, wetterharten Gesicht der Zorn entwich, der es so furchtbar gemacht hatte. Franz aber maß Marianne noch mit einem langen Blick, dann stürzte er mit einem Fluch auf den Lippen zum Hause hinaus.

Wie von schwerer Arbeit erschöpft, sank der Bauer auf einen Stuhl und Marianne ihm zu Füßen. Und die rauhen Hände des Mannes wurden nicht müde, des Mädchens seideweichen Scheitel, ihre sammetnen Wangen zu streicheln, über welche unaufhaltsam Tränen rannen.

„Fällt's Dir schwer, Mariandl, arg schwer?“ flüsterte er.

Das Mädchen nickte nur mit dem Kopfe.

„Aber gelt, die Ehr' steht höher als die Liebe,“ fuhr er fort.

„Noch hattest Du Dich dem Franz am Altar nicht versprochen, aber der Mutter hast Du Dein Wort gegeben, Marianne.“

„Und werd' es halten,“ sagte das Mädchen mit klarer Stimme, mit ihren Händen das gefurchte Antlitz des alten Mannes liebevoll. „Härm' Dich nicht mehr — wir wollen schon treu bleiben!“

Damit stand sie auf und ging an die Arbeit. Unter ihren Händen schien sich alles in Gold zu verwandeln; Sonnenschein flutete, wo sie ging.

Franz war an das andere Ende Sonnenburgs geeilt, wo seines Vaters ärmliche Hütte stand. Das dazu gehörige Land war fast so groß, als dasjenige Sängers, aber so feucht, daß nichts darauf gedieh. Geld zur Entwässerung war nicht vorhanden. In nassen Jahren hatte Hegner nichts, in trockenen wenig geerntet. Kaum, daß er mit seiner Familie das Leben fristete. An einen Neubau des Hauses, an Tilgung der Schulden war nicht zu denken. Im Gegenteil, die letzteren wuchsen und bedrängten ihn von Jahr zu Jahr mehr. Es war ein Elend! Seit seiner Kindheit kannte es Franz nicht anders. Aber jetzt war alles, außer dem eigenen Weh, seinen Sinnen entschwunden. Er stürzte zum Vater, der damit beschäftigt war, sein baufälliges Haus mit einem Pfahl zu stützen. Er grüßte kaum, er war rasend.

„Mein Erbteil,“ feuchte er, „das Erbteil meiner Mutter gib mir heraus.“

Der Alte starrte ihn blöde an.

„Ich muß es haben!“ rief Franz wiederholt.

Da legte Hegner das Werkzeug fort, schob die Pfeife von einem Mundwinkel in den andern und stützte die Hände in die Hüften.

„Was red'st für kunterbuntes Zeug, Franz? Bist vertückt geworden? Dein Erbteil ist längst hin.“

„Wo?“ fragte Franz fiebernd.

„Dahin.“ Hegner machte eine Bewegung mit dem Finger nach Hals und Gaumen. „Von was hätten wir denn leben sollen? Der verfluchte Acker bringt ja nichts.“

„Schlag' ihn los!“

„Wenn es nur ginge! Aber ein armer Mann kann ihn nicht kaufen und ein reicher mag ihn nicht. Der einzige wäre der Herr vom Schlosse. Er hat schon anfragen lassen, aber wir sind um den Preis nicht einig. Gibt er mir, was er will, bin ich um nichts gebessert, gibt er mir, was ich will, kriegt Du Dein Erbteil.“

„Wann wird's sein?“ fragte Franz dringend, mürrisch.

„Wer kann's wissen?“ Der Vater zuckte die Achseln.

„Wann? Wann?“ raste es in Franz' Hirn. Vielleicht war Marianne dann schon verschachert. Rettung zu spät — er konnte es nicht ausdenken.

„Hilf mir,“ sagte der Vater und machte sich wieder an die Arbeit.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Der neue Trumeau.

Humoreske von Max Wundtke.

Wir waren aus irgend einem kulturentlegenen Hinterwäldlerdorf nach der Residenz gekommen und hatten unsere Einrichtung mitgebracht, lauter gute solide Möbel, wie sie noch vor der Reichsgründung von soliden Handwerksmeistern hergestellt wurden, etwas altmodisch, schwerfällig, aber praktisch und wie es schien für eine Lebensdauer von bis ins vierte Glied berechnet. Ich habe mich immer herzlich wohl gefühlt unter diesen alten Schränken, Kommoden, Truhen, Sofas und so weiter aus tiefgedunkeltem Mahagoniholz und auf den hellen birkenen Stühlen; aber meine Frau schlurste jetzt um diese Möbel herum mit einem Gesicht wie eine Königin im Exil.

Ich merkte wohl, was in ihr vorging. Die Großstadt ging an, ihr den Geschmack an unserer Einrichtung zu verderben, und schließlich fand sie etwas wie Entwürdigung darin, daß sie, die sich mit vollendetem Anstand im elegantesten Boudoir wahnwitzigster Sezession bewegt haben würde, ihr Dasein unter „diesen klobigen Kästen, die ganz gewiß noch aus der Arche Noahs stammten“ (wie sie die guten ehrlichen Möbel respektwidrig nannte) vertrauern sollte. Sagen tat sie nicht viel, denn sie kannte mich als einen, der die Hand noch fester auf die Hosentaiche legte als der selige Miquel. Aber sie duldete im Stillen, hoffend auf die glückliche Stunde, die ihr einst schlagen sollte, da aus der simplen Raupe altmodischer Einrichtung der fröhliche Falter modernen Luxus schlüpfen würde.

Und meine Anna hatte recht; die Stunde schlug.

Auf einer Kunstgewerbeausstellung hatte sie mich beschwagt, einige Loose zu nehmen. Ich habe in meinem Leben noch nichts auf eine Loosnummer gewonnen, außer, wenn ich sie gerade, des

ärgerlichen Nasführens müde, verkauft hatte. So gab ich auch hier weiter nicht mehr acht und kümmerte mich um nichts.

Ich hatte aber die Rechnung ohne meine Frau gemacht. Raum hatte sie die Ziehungsliste in der Hand, als sie auch schon zu mir gestürzt kam . . .

„Willem, Du, Willem . . .“

„Was ist denn los, Anna?“

„Wir haben gewonnen! Denk' mal an!“

„Gewonnen? So so!“

Mir kam die Sache noch immer höchst gleichgültig vor.

„Was wird's denn sein? Ein kunstvoller Bahnstocher oder so was?“

„Gott bewahre, Willem . . . zwei große Gewinne.“

„Was Du sagst! Laß sehen . . .“

Wir schauten beide hinein.

„Da . . . ein silberner Leuchter, Entwurf von dem berühmten Kasimir Zindig, Wert einhundert Mark.“

„Und hier die andere Nummer . . . ein großer Trumeau mit Stufe und Säulen, Rußbaum geschnitzt, Höhe zwei Meter sechzig, aus dem Atelier von David Sobelmann . . . na? Was sagst Du nun dazu?“

„hm, das ist mindestens zu viel Glück auf einmal. Ich bin nicht recht daran gewöhnt.“

„Ach Willem, das gewöhnt sich schnell. Möchtest Du nicht gleich den Chaisenträgern telephonieren, daß sie die Sachen sofort hereschaffen?“

„Das können wir machen.“

Und nun entspann sich ein tief sinniger Disput darüber, in welchem Zimmer der Trumeau Aufstellung finden soll. Daß der kunstvolle Leuchter, Wert 100 Mark, seinen Platz auf der Stufe des Trumeau haben müsse, war ausgemacht.

„Man hat den Anblick durch den Spiegel zweimal“, bemerkte meine Frau raffiniert.

„Aber da würde ich doch entschieden dafür sein, an der gegenüberliegenden Wand noch einen zweiten Spiegel anzubringen.“

„Weshalb denn, Willem?“

„Nun, liebe Anna, nach den Gesetzen der Optik — siehe Kapitel über die Reflektion der Strahlen in Planspiegeln — würde dann das Spiegelbild des Leuchters in unendlicher Reihe zurückgeworfen und wir hätten somit den erlesenen Genuß ins Unendliche vervielfältigt.“

„Willem!“

Ein vernichtender Blick traf mich, obwohl ich durchaus nicht begriff, daß ich für die Gesetze der Optik verantwortlich sein sollte.

Der Trumeau kam und wurde in den Raum gebracht, um den seit unserer Ankunft in der Residenz zwischen Anna und mir ein grimmiger Kampf tobte.

Beide stritten wir um die Ehre, diesem Zimmer den Namen geben zu dürfen, bis jetzt ohne Entscheidung. Während ich bei meiner „guten Stube“ blieb, trat sie mit einer Leidenschaftlichkeit, die bereits in das Furiose überging, für die Bezeichnung „Salon“ ein.

In diesem Raum also fand der Trumeau seinen Ehrenplatz, und ich muß gestehen, das Stück Möbel imponierte mir riesig. Auch der Leuchter machte sich ungemein gediegen, und ich sah ein, daß der Raum jetzt einen Anspruch auf meine höhere Wertschätzung erworben habe und titulierte ihn nun ebenfalls „Salon“.

Meine Frau war überglücklich.

Und doch sah ich, wie sich eine Wolke auf ihrer Stirn zusammenzog.

„Nu, Anna? Ist Dir's noch nicht fein genug?“ fragte ich sie.

„Naaa, jaaa“, kam es zögernd zurück; „aber weißt Du . . . dieses alte Zylinderbureau paßt nun absolut nicht mehr herein.“

„Nein, Anna, paßt wirklich nicht. Wir werdens hinausstellen.“

„So? Und dann?“

„Und dann? Nichts!“

„So? Den kahlen Fleck an der Wand . . . Nein, ein anständiges, geschmücktes Buffet muß hierher, so eins — ah, ich weiß schon! Bei David Sobelmann im Schaufenster steht so eins . . .“

Jetzt kam die Wolke auf meine Stirn. Unwillkürlich verschloß meine Hand die Hosentasche.

„Sei doch ververnünftig, Willem“, drängte meine Frau. „In einer Kunststadt wie hier können wir doch nicht wie die Bauern leben. Übrigens hab ich doch nächstens Geburtstag, und schenken wirst Du mir ja doch etwas sehr Schönes, ich kenne Dich ja. Also warum nicht ein Buffet?“

„Ach“, stöhnte ich auf, „wenns nur dann dabei bliebe. Aber dann kommen die Vorhänge —“

„Nun, das ist doch eine Kleinigkeit.“

„— und die Stühle —“

„Wer wird sich darum haben!“

„— — und ein Paneelssofa —“

„Na ja, Willem, aber so nach und nach. Man merkt die Ausgaben dann nicht so.“

Mich überlief eine Gänsehaut, wenn ich an alle die Konsequenzen dieses Trumeaus dachte, und in der Nacht träumte ich von nichts als von einem riesigen Danaidenfasse, das ich aus meiner Geldtasche aufzufüllen hatte. —

Plötzlich, es mochte so die zweite oder dritte Morgenstunde sein, rüttelte mich meine Frau unsanft wach.

„Willem, Mann, um Gotteswillen . . . Spitzbuben sind in unserer Wohnung . . . höre doch nur! Sie wollen uns den Leuchter stehlen . . .“

Tatsächlich vernahm ich ganz verdächtige Töne, ein Schlürsen und dann und wann ein leichtes Gepolter, wie wenn jemand Handwerkszeug behutsam auf die Erde legt.

Ich sprang sofort auf, schlüpfte eiligst in meine Unterhosen und riß den rostigen Degen von der Wand — ein altes Familienerbstück, mit welchem Vandamme in der Schlacht bei Culm gefangen genommen wurde. So, gefolgt von meiner Frau, die sich mit der Lampe und Feuerhaken bewaffnet hatte, zog ich ins Feld, mit der Linken die Hosen haltend, mit der Rechten in blinder Tapferkeit links und rechts furchtbare Lusthiebe austeilend. Dabei schrie ich, vermutlich von dem Bestreben beseelt, den Einbrechern durch ein ausgiebiges Kriegsgeschrei den Mut zu nehmen:

„Wo sind die Gallunken, die Einbrecher, die Spitzbuben! Heraus mit Euch! Die ganze Bande muß sterben!“ Und meine Frau stimmte zur Unterstützung ein artiges Gezeter an.

Richtig, der Skandal kam aus unserem Salon. Ich riß die Tür auf und sah gerade noch, wie etwas hinter den Trumeau schlüpfte und den Leuchter, der an der Erde lag, dahinter zu zerren suchte.

Mein Kriegsgeschrei ging jetzt in das äußerste Fortissimo über und mit kreuzweisen Sieben stürzte ich todesverachtend auf den Trumeau los.

Klirr — klirr — klirr — klirr flogen die Spiegelscheiben zur Erde.

„Halt doch, halt doch, Willem, das ist ja unsere Kasse . . .“ Versteinert hielt ich inne.

„Waaas?“

„Wahrhaftig!“ Meine Frau hatte die Lampe auf den Tisch gesetzt und holte jetzt unsere Wieze hinter dem Trumeau hervor, die in ein klägliches Miau ausbrach.

Der arme Kerl mußte sich an dem Leuchter zu schaffen gemacht haben, hatte sich mit dem schönen Schwanz in einer der vielen Ranken und Spalten der Ornamente festgekiffen und war

vermutlich so durch das Zimmer gepoltet. Bei unserer Ankunft war sie hinter den Spiegel geflüchtet und hatte nolens volens, da der heimtückische Leuchter sie nicht freigab, diesen hinter sich hergezerrt.

Das also war die ganze Bescheerung.

Wir schauten auf die Verwüstung herab wie geschlagene Könige auf die Ruinen ihrer Hauptstadt zu blicken pflegen und meine Frau vergoß sogar ein reichliches Quantum Tränen. So erst wurde ich meines Zustandes bewußt und hielt es für das Ratsamste, den Rückzug in das Bett anzutreten. Und beim Einschlafen freute ich mich sogar . . . nun war das Buffet und das Paneelsopha und die Sessel und die Vorhänge — alles das nicht mehr nötig, und mir war zu Mute, als wäre ich einer großen Gefahr entronnen.

Noch nie schlief ich so süß, wie nach dieser Heldentat.

(Nachdruck verboten.)

## Die Eispächterin.

Skizze von E. Jahrow.

Harte Zeiten hatte sie durchgemacht, die hübsche Emily von Brauning!

Zuerst eine umschwärmte und umworbene Obersten-Tochter, deren Übermut wuchs, je deutlicher sie sah, daß die jungen Leutnants aus lauter Respekt vor ihres Vaters Rang auch sie selbst zu einer Vorgesetzten erhoben. Dann der jähe Sturz aus allen Höhen, als der Vater im Manöver mit dem Pferde verunglückte und als Invalide nach Hause zurückkehrte!

Dieser Wechsel in ihrem Leben war eigentlich der schlimmste gewesen.

Zu deutlich hatte sie gesehen, daß in ihren bisherigen Kreisen „Charge“ das Idol war, der Moloch, der alles verschlang und um den man bedingungslos ergeben herumtanzte. — Nun stand hinter der Charge ihres Vater das böse a. D., und zerstoßen war die Schar ihrer Anbeter — bis auf einen.

Der treue Jobst, ein blaublütiger Baron, der versuchte nach wie vor, sie mit Blicken und Briefen zu umwerben. Aber seine Blicke waren „komisch“ und seine Briefe ungelent — nein, Emily war doch zu stolz, um den armen Jobst jetzt zu erhören, nachdem sie ihn ein Jahr lang wie eine lächerliche Figur behandelt hatte. — Jobst bekam einen neuen, sehr höflichen aber auch sehr deutlichen Abfagebrief, und Emily zog mit ihrem Vater in eine bescheidene Straße in Schöneberg, wo man sich verkriechen konnte, ohne gerade zu darben.

Nach zwei weiteren Jahren starb der Herr Oberst. Emily war nun allein auf der Welt, im Besitz von einigen Truhen mit einer eleganten Wäscheausstattung, einigen hundert Talern und sehr wohlgepflegten kleinen Händen.

Diesen Händen zu liebe hatte sie weder Kochen, noch Scheuern, noch sehr schön nähen gelernt, denn sie war der Meinung, daß ein intelligenter Mensch auch mit dem Kopf arbeiten und dabei seine Fingernägel schonen könne. — Schreibmaschine, Stenographie und Buchführung hatte sie in aller Gemächlichkeit während der letzten zwei Jahre gelernt und diese Künste wollte sie jetzt verwerten.

Raum hatte sie die ersten Wochen des bittersten Schmerzes um den Vater überstanden, da machte sie sich auf den Weg und ging auf jedes Inserat hin, das ihr nur einigermaßen passend erschien, sich persönlich melden.

An den meisten Stellen wies man sie kurzer Hand ab, als man hörte, daß sie noch nie in Stellung gewesen sei. Ein reicher

Zettwaren en gros-Händler aber fand Gefallen an ihrem zarten, vornehmen Außern und engagierte sie.

Nun ging sie jeden Morgen durch die kalten Straßen in allem Wind und Wetter und „tippte“ viele Stunden lang Geschäftsbriefe gegen ein kärgliches Gehalt.

Der Zettwarenhändler Volke saß ihr gegenüber, gab kurz an, was er wünschte und schien zufrieden mit ihrer Arbeit.

Er war ein Mann von etwa vierzig Jahren, Witwer mit einem reizenden, kleinen Töchterchen, das oft in das Kontor kam und bald das schöne Fräulein innig liebte.

Auch Emily gewann das Kind lieb; zugleich rührte sie das liebevolle Verhältnis zwischen Vater und Tochter — überhaupt war Herr Volke ein prächtiger Charakter.

Deshalb sagte auch Emily Brauning — das „von“ führte sie offiziell nicht mehr — nicht nein, als nach einem Jahre Herr Volke ihr einen Heiratsantrag machte.

Ein einziger Gedanke störte sie: was würde Willi Fromberg sagen, wenn er ihre Heirat durch die Zeitung erfuhr?

Willi Fromberg nämlich, der Sohn des reichen Kohlenhändlers aus dem Norden der Stadt, hatte einst „gewagt“, ihr eine Liebeserklärung zu machen. — Und sie, achtzehnjährig und töricht, hatte ihm geantwortet, daß sie niemals einen anderen als einen Offizier heiraten werde. Jawohl, so unbedacht sind manchmal junge, gefeierte Damen!

Und dabei hatte sie ihn doch lieb gehabt!

Noch sah sie oft, wenn sie die Augen schloß, die hellen, braunen Augen vor sich, die sie damals so traurig angeblickt; noch hörte sie oft die Stimme, mit der er geantwortet:

„Nein, Fräulein von Brauning, selbst um diesen Preis werde ich meinem alten Vater das Wort nicht brechen. Er ließ mich versprechen, als ich noch Primaner war, daß ich nie Offizier werden würde; er war der Meinung, daß ein intelligenter und ehrlicher Kaufmann ebenso viel wert sei, wie ein hunderter Rök. Und nun bin ich Kaufmann, auch wenn ich Reserveleutnant bin. Wenn Ihnen meine Person nicht zum Gatten beliebt, so muß ich schweigend Ihre Abweisung tragen; gegen meinen Stand aber lasse ich niemand etwas sagen.“

„Du lieber Gott, worüber ereifern Sie sich denn? Ohne Zweifel ein sehr ehrenwertes Gewerbe, der Kohlenhandel — nur nicht ganz nach meinem Geschmack. Chacun à son goût, nicht wahr?“ —

Oh, wie sie sich heut schämte, wenn sie dieses Hochmuts gedachte!

Fromberg seinerseits hatte sie ja vielleicht längst vergessen! Nichts war wahrscheinlicher, als daß der hübsche und vermögende junge Herr eine Frau gefunden, die besser zu ihm paßte und ihn „besser“ liebte, als sie es damals getan . . . . .

Damals? — Im tiefsten Grunde ihres Herzens liebte sie ihn ja noch! Und da sie grundehrlich und aufrichtig war, so sagte sie noch vor der Hochzeit Herrn Volke Bescheid über diesen Jugendtraum.

Doch den focht die Angelegenheit nicht an. Er lächelte darüber, strich seiner Braut über den braungoldenen Scheitel und sagte, das sähe ihr so recht ähnlich, daß sie ihm eine solche Schwärmerei beichte; er selbst habe mehrere Lieben außer seiner ersten Frau gehabt, doch erachte er solche bloßen Gefühlsfachen im Leben für nebensächlich. „Die Pflicht in der Ehe und die Pflicht im Geschäft — darin läge seine ganze Weisheit; und damit würden sie jawohl auch zusammen ganz gut durch das Leben kommen.“

Also fand die Hochzeit statt.

Nun folgte in der Wellenbewegung von Emilys Schicksal eine langgestreckte ruhige Höhe.

Sie war alles, was sie war, ganz. Vordem eine vollendete junge Salondame, war sie jetzt eine vollendete Kaufmannsfrau. Ihr Mann pflegte zu sagen, sie sei ein Genie. Das war aber nur die Übertreibung seiner Bärtlichkeit, die sich nicht genug tun konnte in Lobsprüchen und Anerkennungen.

Emily liebte es nicht, wenn er sie so in den Himmel hob; sie hatte gelernt, sich nicht mehr zu überschätzen und wußte, daß ihr Mann und nicht sie selbst die Seele des Geschäfts war.

Eigene Kinder blieben ihr versagt, desto hingebender liebte sie aber Gretchen. Für dieses Kind lebte sie geradezu und erzog es mit einer feinen Sorgfalt, mit einem so liebevollen Eingehen auf ihre besondere Eigenart, daß die lieblichste Menschenblume aus dieser achtsam gepflegten Knospe zu erwachsen schien.

Da griff von neuem der Tod in ihr Leben ein — der Tod und die Notwendigkeit eigenen Sorgens. — Der brave Volke, sonst der vorsichtigste und gewissenhafteste Geschäftsmann, hatte sich in eine Import-Spekulation eingelassen, die gänzlich fehlschlug und den größten Teil seines Vermögens mit sich riß.

Vor Schreck und Kummer rührte ihn der Schlag. — Emily blieb als Witwe, Gretchen als Waise zurück.

Zuerst versuchte nun Emily die „Zettwaren en gros“ wie bisher allein weiterzuführen; aber bald sah sie ein, daß sie wohl eine gute Geschäftsfrau, eine Gehilfin ihres Mannes gewesen, daß sie jedoch ohne ihn nicht weiterkommen werde; wenigstens nicht in diesem Geschäftszweige.

Kurzerhand verkaufte sie die Firma, überschlug den Stand ihres Vermögens und kam zu dem Schluß, daß sie mit der Tochter von den Zinsen allein nicht bequem leben könne.

Sie wollte also mehr erwerben, eine Quelle finden, aus der sie und das geliebte Kind schöpfen konnten.

In tiefes Sinnen verloren, schritt sie eines Tages hinaus über die Grenzen der Stadt, an den kleinen Wiesen entlang, welche ihr zwar gehörten, die aber stets eine Quelle des Ärgernisses für ihren verstorbenen Gatten gewesen, weil sie totes Kapital darstellten. — Die Wiesen hatte er einst von einem säumigen Schuldner übernommen, aber sie waren sumpfig und zu Bauterrains ebenso untauglich wie zu Viehweiden; die Kühe weigerten sich gelassen das harte, saure Schilfgras zu fressen.

Jetzt aber, während die Winter Sonne auf die spiegelglatte Eisfläche schien, welche die überschwemmten Wiesen darboten, kam Emily ein guter Gedanke: sie wollte Eisbahnen einrichten. Es war nichts weiter nötig, als einige größere Wiesen, welche an die ihrigen stießen, zu pachten und dann ein paar tausend Mark für Reklame auszugeben.

Gesagt, getan.

Einige Tage später liefen Männer mit Plakaten in der Stadt umher:

„West-West-Eisbahn. Nur 20 Pfennig Eintrittsgeld. Beste Straßenbahnverbindung. Glatte Bahn bis zum Grimwald. Zur ersten Benutzung gratis ladet ein

die Eispächterin.“

Die Plakate wirkten.

Zu Hunderten kamen die Schüler und Schülerinnen, die nicht fünfzig Pfennig für jeden Eislauf ausgeben mochten, wie es die bisherigen Bahnen im Westen verlangten.

Die Schüler sagten es ihren Eltern und Bekannten — bald waren die Wiesen — „Volkes Wiesen“ genannt — der Lummelplatz der fröhlichsten Jugend der Großstadt, obwohl Konzerte und Illumination fehlten.

Emily zählte strahlend die Tageseinnahmen, die sie persönlich kontrollierte. In diesem einen Winter würde sie genug einnehmen, um fortan mit Gretchen ein still behagliches Leben führen zu können, wie sie es sich erträumte.

Tag für Tag sah man die immer noch schlanke Gestalt der Eispächterin auf blinkenden Stahlshuhen mit ihrer halb-erwachsenen Tochter über die Bahn gleiten, von Kasse zu Kasse und manchmal auch halbe Stunden lang nur Kunstfiguren laufend, denn darin waren Mutter und Tochter vielbewunderte Größen.

Für jedes Anliegen hatte die Eispächterin ein williges Ohr, für jede Klage ein freundliches Wort.

Eines Tages wünschte man dringend eine Wärmehalle resp. Restauration auf dem Eise zu haben.

Frau Volke lachte. Wenn ein Restaurateur das übernehmen wollte, sie würde ihm den Platz kostenlos überlassen. Der Herr Nachbar möge nur einen bringen.

„Eine famose Frau!“ hörte sie den Nachbar sagen. „Und dabei eine geborene adlige Offizierstochter; man sollte es kaum glauben.“

„Wo ist sie denn?“ sagte eine andere angenehme Stimme, bei deren Klang sie zusammenzuckte.

„Da drüben steht sie ja; die in dem schwarzen Kleid.“

Im nächsten Augenblick sahen ein Paar hellbraune Augen erstaunt in die ihren. Willi Fromberg stand vor ihr mit abgezogenem Hut und verneigte sich tief.

„Gnädiges Fräulein — anädige Frau — welch ein überraschendes Wiedersehen!“

Ja, überrascht war sie. Und sie fühlte, daß sie errötete, während sie halb scherzhaft sagte:

„Sie sehen, Herr Fromberg, ich halte nicht mehr den Offiziersstand für den alleinseligmachenden. Eine biedere Geschäftsfrau steht vor Ihnen, noch dazu eine leidlich erfolgreiche.“ —

Er bot ihr die Hand und erfuhr, während sie in ruhigem Bogen miteinander dahinschwebten, mit kurzen Worten ihre Lebensgeschichte.

Als sie geendet, sagte er:

„Auch ich habe geheiratet, doch starb meine Frau schon nach einem Jahre. Wie sonderbar unsere Schicksale verlaufen sind! Würden Sie mir nicht erlauben, Sie einmal zu besuchen, damit wir ausführlicher plaudern können?“

Sie erlaubte es ihm.

Gretchen sagte ihr nach seinem ersten Besuche, das sei ein sehr lieber Herr, nur ein bißchen alt.

„Alt, Kind? Er ist höchstens dreiunddreißig Jahre alt!“

„Ja, Muttkchen, das ist do halt. Ich finde bloß Primaner und höchstens Studenten jung und reizend.“

Ein Stein fiel von Emilys Brust. Ganz heimlich hatte sie gefürchtet, daß Willi und Gretchen sich ineinander verlieben würden. In diesem Falle hätte sie ohne ein Wimperzucken auf eigenes Glück für immer verzichtet.

Aber es kam anders. Der Kohlenhändler Fromberg verliebte sich von neuem in die Eispächterin Volke und verlobte sich mit ihr, ehe das Eis schmolz.

Und konnte er denn etwas Gescheiteres tun?

(Nachdruck verboten.)

## Rätsellecke.

### Wortspiel.

- |                            |                        |
|----------------------------|------------------------|
| a.                         | b.                     |
| 1. weiblicher Vorname      | — fremdes Bier.        |
| 2. abgeschlossener Raum    | — Maß.                 |
| 3. rechnerische Form       | — Entwicklungsstadium. |
| 4. französischer Komponist | — Flur                 |

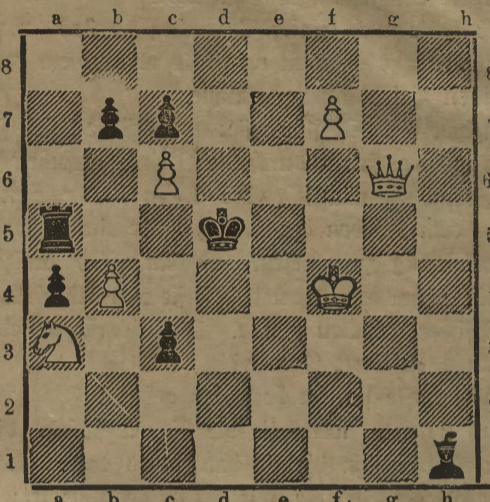
Es sind vier Wörter zu suchen von der Bedeutung unter a; werden von jedem dieser Wörter diejenigen Buchstaben fortgenommen, die wiederum ein neues Wort von der unter b angegebenen Bedeutung bilden, so bezeichnen die Buchstabenreste unter a im Zusammenhang einen Zeitabschnitt

### Bilderrätsel.



### Schachaufgabe.

Von N. Magimow in St. Petersburg.



Weiß.

(6+7)

Weiß zieht an und setzt mit dem 2. Zuge matt.

### Auflösung des Bilderrätsels.

Liebe ist der Dichtung Stern.

### Auflösung des Tauschrätsels.

Mode, Keim, Karte, Rom, Eber, Kern, Reiter. — Oktober.

### Auflösung des Reihenrätsels.

Olga, Skat, Wetter, Baron, Staub, Stiefel, Trinker. — Oktober.

### Auflösung des Zahlenrätsels.

Wie gewonnen, so zerronnen (Wien, Geier, Egon, Neger, Zorn, Roggen, Sonne, Herz).

### Auflösung des Sinnrätsels.

Auflösung.

### Auflösung der Skataufgabe.

Kartenverteilung:

B. bK, 9, 8, 7; cA, 10, K, 9, 8; d7.

M. a, cB, aA, K, D, 9, 8, 7; bA; cD.

S. b, dB, a10; b10; dA, 10, K, D, 9, 8.

Skat: bD, c7.

Spiel:

1. B. cA, cD, b10 (—24) 2. B. bK, bA, a10 (—25)

3. S. dA, d7, aA.

4. B. aB, dB, c8.

5. B. a7, bB, c10 (—12). Damit haben die Gegner 61.

Richtige Lösungen gingen ein von: Johannes Clauer, Luise Lübbens, Gustav Kunz, Konrad Boeck, Otto Arndt, Elisabeth Albrich, Johannes Schmelter, Otto Pfefferkorn, Herbert Keck, L. Budzbon, Elsa König, Emil Hoppe, E. Buron, Ludwig Leiser, Oskar Keck, Bernhard Seer, Otto Larnow, Gustav Sigmund, Bromberg, Herbert Nagel, Majanel, Karl Schulz, Frieda Großkreuz, Frieda Wegner, Berta Zandereit, Willy u. Gertrud Dürr, Schlußenau, Walter Schliep, Jacoby, Willi Ditt, Gelhorn, Elisabeth Koeplin, Böhlke, Georg Klug, Erwin Schneider, Magnin, Herbert Gröger, Rudolf Thiele, Minna Windmüller, Schroeder, Bromberg, Luise Glanz Karlsdorf, Rauch, Kulinski, Prinzenthal, Ella Böhlke Klein Bartelsee, Alfred und Willy Eichler, Karl Ludwig, Erich u. Gertrud Pöckel, Frieda u. Otto König, Elsa Hörnte, Erwin Wiesenberg, Ernst Grewatta, Elsa u. Fritz Gauske, Ernst Lau, Anna Brunck, Fritz u. Rudolf Schulze, Arna Mahler, Hans Krause, Kurt Teufer, Ziebarth, Margarete Krüger, Ernst Schilling, Ella Stolp, Bromberg.